

erheblich einzuschränken und damit zu homogenisieren – diesen Umstand hätte man evtl. in Form eines kleinen empirisch-soziologischen Exkurses zu der damaligen Schulbildung und Alphabetisierungsrate am Rande thematisieren können, doch dies sei nur als kleines Desiderat erwähnt.

Wie bereits eingangs herausgestellt, handelt es sich bei dieser mehr als 1.100 Seiten umfassenden Untersuchung um ein in hohem Maße herausragendes Unterfangen, das sich neben akribischer Quellenarbeit vor allem dadurch auszeichnet, vielseitige Einzelaspekte und Akteure des behandelten Themenkomplexes zu beleuchten. Von daher werden die beiden Bände auch für zahlreiche weiterführende Einzelstudien von großem literaturgeschichtlichem Wert sein. Die Darstellung wird ergänzt durch etliche s/w-Abbildungen (Titelvignetten, Titelseiten, Anzeigen und exemplarische Seiten aus den Zeitschriften, Stiche, alte Fotografien etc.) sowie durch eine umfangreiche Gesamtbibliographie und ein Namensregister. Formal wäre es zur Erleichterung des Leseflusses vielleicht manches Mal wünschenswert gewesen, die Fußnoten etwas knapper zu halten, da sie bisweilen den Großteil der Seite okkupieren. Auch die in der ersten Fallstudie abundante Verwendung der Kursivierung, deren Zweckmäßigkeit sich in einigen Fällen nicht sofort erschließt, irritiert etwas. Inhaltlich wäre es als Desiderat zu benennen, dass die einzelnen Teile der Untersuchung zum einen durch ausführliche Konklusionen noch besser abgerundet würden und sich zum anderen explizit noch stärker aufeinander und auf den alles umspannenden Themenkomplex beziehen würden. Denn dadurch würde diese groß angelegte Studie noch eher als Einstieg und allgemeines Handbuch zugänglich werden und vollends die Aufmerksamkeit erzielen, die sie verdient hat.

Patricia Czeziór (München)

„Ein Leben auf dem Papier.“ Fanny Lewald und Adolf Stahr. Der Briefwechsel 1846 bis 1852. Band 2: 1848/49. Herausgegeben und kommentiert von Gabriele Schneider und Renate Sternagel. Transkription Renate Sternagel (= Vormärz-Archiv, Band 4). Bielefeld: Aisthesis, 2015.

„So rezensieren ist viel schwerer als man – das heißt als ich – es gedacht habe“, heißt es im Brief Fanny Lewalds an Adolf Stahr vom 15. Februar 1849 aus Berlin nach Oldenburg, wobei sie sich auf ihre Beschäftigung mit Bettina von Arnims, ihrer Berliner guten Bekannten, Briefroman „Ilius Pamphilus und

die Ambrosia“ bezieht und munter gegen die Geisteswissenschaft zu Felde zieht: „Mir, die eigentlich so plastisch produktiv ist, dass aus jeder Rezension bei mir eine Novelle wird, wenn ich mich nicht in Acht nehme, mir kann es gewiss nur eine nützliche Übung sein, weil es zu konkretem Denken zwingt. Sieh, solchen physischen Ekel habe ich vor Philosophie als Wissenschaft u vor ihrer Schulsprache, dass – ich gebe Dir mein Wort darauf – mir die Haut schauert bei dem präziösen Wort ‚konkretes Denken‘.“ (S. 498) Eine gesprächige, keineswegs redselige Schreiberin äußert sich hier beim Bericht über ihr Tagewerk en passant zum Lobe einer nützlichen „Übung“ von Buchbesprechungen, die hoffentlich als Echo auf die literarische Produktivität im feuilletonistischen wie akademischen Raum auch in Zukunft zum Wohle einer breiten Information und als kritische Reaktion auf die Produktivität des Buchmarktes noch vielen zugutekommen möge.

Den 668 Seiten des ersten, vom Rezensenten ebenso dankbar wie anerkennend besprochenen Bandes des Briefwechsels von 1846/47 zwischen Fanny Lewald und Adolf Stahr aus dem Jahre 2014¹ ist der zweite Band für die wahrlich brisanten Jahre 1848/49 just 2015 auf dem Fuße gefolgt. Auch dieser soll hier freudig begrüßt und anteilnehmend bedacht sein. Der Band wirkt weniger umfangreich, obgleich er sogar 845 Seiten umfasst, weil ein dieses Mal sogar noch vielfältiger gegliedertes „Leben auf dem Papier“ ohne Not auf kaum merkliche Weise auch auf einer raumsparenden Papiersorte weitergeführt werden kann. Was dünner ist, hat keineswegs weniger Gewicht. Gerade wegen der gelegentlich sperrig und nicht immer spannend wirkenden Privatheit der Briefinhalte mit ihren nur ansatzweise für die Öffentlichkeit bestimmten Aussagen oder Beobachtungen – was zu berechtigten Rückforderungen von gelegentlich zirkulierenden Briefen als Manuskriptvorlagen führt und gar zur verbreiteten Sorge, „dass auch unsere Briefe“, wie Lewald Anfang Oktober 1849 schreibt, „einst fremde Augen sehen, fremde Menschen sehen können“, nämlich „das größte Glück und Leid in meinem Leben“ (S. 658) – erzählen diese Texte aus den Revolutionsjahren unter den zumeist getrennten Lebensbereichen des Paares in der Tat revolutionäre Ereignisse sowohl aus dem intimen wie aus dem politischen Bereich, und zwar, soweit wie möglich und dienlich, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Im Gegenteil! Denn beide Welten des individuellen und öffentlichen Lebens hängen auf unentwirrbare Weise zusammen und beeinflussen sich. Stahr und Lewald gehören zu den ernst zu nehmenden Befürwortern und

1 Forum Vormärz Forschung Jahrbuch 2014, S. 301-305.

Beobachtern der demokratischen Bewegung. Und gerade auf Fanny Lewald, die wie stets den größten Raum einnimmt, trifft der Ehrentitel einer „Zeitschriftstellerin“ zu. Sie verschweigt nicht einmal ihre Auswanderungspläne, die den öffentlichen Rückschlägen entspringen, oder ihren auflodernden „Europahass“ (S. 731).

Doch auch dies darf von vornherein eingestanden werden: Nur wenige Menschen sind bei gesellschaftlichen Umbrüchen imstande, eine derartige Selbständigkeit in Denken und Handeln zu bewahren und so kritisch zu reflektieren wie Fanny Lewald damals, und man darf ergänzen, wobei das Wort Schlepptau nicht ganz falsch ist, ihr mehr und mehr für sie zum beeindruckenden Gefährten werdender Adolf Stahr ebenfalls.² Emanzipation in vielfachem Sinn wird deutlich. Gerade Fanny Lewalds Unabhängigkeit von verordneten Glaubens- und bürgerlichen Vorstellungen bricht sich Bahn. Die getaufte Königsberger Jüdin kennt keinerlei Fesseln außer solchen aus familiärer und ethischer Menschlichkeit erwachsene. Bei ihr hat längst die anthropologische Wende eingesetzt vor jeglicher folgenden und sich nach und nach größeren Raum schaffenden Säkularisierung und Demokratisierung. Wie sehr muss sie sich innerlich wie äußerlich mit ihrem Bruder Otto, der ihr „Selbstzufriedenheit“ (Anhang, S. 784) vorwirft, und den Schwestern auseinandersetzen. Sie sorgt und teilt mit, gleichzeitig erlebt sie moralische Vorbehalte und arrogante Sittenstrenge gegenüber ihrem freien Schriftstellerberuf und der Verbindung zu Stahr. Darum, aus Gründen humaner Empathie, nimmt sie trotz aller Leidenschaft und bis zur erotischen Selbstaufopferung wenigstens längere Zeit ein platonisches Verhältnis zu Stahr in noch so schwer erkämpften Kauf, weil dieser immerhin seiner Oldenburger Hausfrau Marie und den fünf Kindern gerecht werden muss und seinen entsagungsvollen Teil anständigerweise mitträgt. Die klügeren Ehe- und Kinderregeln stammen jedoch von ihr, die schließlich eine neue bürgerliche Verbindung mit ihm als einzige bedingungslose Möglichkeit ansieht.

Deutlich wird ihre eher männliche Rolle, nach der sie wie die 14 Jahre ältere Annette von Droste-Hülshoff aufgrund der sie umgebenden Umwelt ausdrücklich verlangt. Dagegen übt Stahr in seiner Abhängigkeit von dienstlichen wie familiären Verpflichtungen und Verhaltensweisen mehr eine weibliche Funktion aus. Beider Liebesgeschichte ist also auch

2 Hier sei ausdrücklich die erfreulich positive Sicht auf Stahr in der Rezension dieses 2. Bandes des Lewald-Stahr-Briefwechsels durch Ariane Neuhaus-Koch im Heine-Jahrbuch 55 (2016), S. 231-237 hervorgehoben.

ein nachdrückliches Dokument der keinem angeblich natürlichen Zwang verpflichteten Geschlechterverhältnisse mit variablem Gesicht. Nicht umsonst kommt er der ihn liebenden Fanny als „weich“ und „sanft“ wie seine von ihr aufbewahrte römische Haarlocke vor; sie, die passionierte Zigarrenraucherin, die ihm in Verhandlungsgeschick, geschäftlichem Sinn und praktischen Lebensfragen von der Wohnungsbeschaffung bis zum ihr allein schon aus gesundheitlichen Gründen notwendig erscheinenden körperlichen Bewegungsdrang voller Energie überlegen ist, beschwört im selben Zusammenhang seine ständige „Güte u Milde“ (S. 510), was im Übrigen die Herausgeberinnen beim häufig etwas leidend-mäkelnden Geliebten im Verhalten zu ihr bereits an früherer Stelle zurecht in Zweifel ziehen. Die sechs Jahre Jüngere spricht als Summe der zitierten Charakterisierung Stahrs gar ihre „komplette Mutterzärtlichkeit“ für ihn an. Ein Rollentausch oder eine psychologische Umkehr der Gefühle also auf mehreren Ebenen bei einem Paar, das nach damaligen Begriffen bereits zur reiferen Generation zählte und wohl auch deshalb wegen der spät aufgeflamten Inbrunst sowie der literarischen Partnerschaft argwöhnisch beäugt bzw. überhaupt nicht verstanden wurde. Lewald selbst etwa erhofft sich in ihrem Neujahrswunsch auf 1849 nach dem Dank „für die Seligkeit Deiner beglückenden Liebe“: „Möge sie uns ferner schön u fest u ungetrübt den Nachsommer unseres Lebens erhalten.“ (S. 428) Damit wird gewissermaßen der Titel des 1857 erschienenen Bildungsromans von Adalbert Stifter vorweggenommen. Man mag sich insgesamt wohl auch an Heines späte autobiographische Darstellung erinnern fühlen, wo dieser die Mutter den väterlichen Part übernehmen lässt und der Vater die mütterliche Komponente vertritt. Es muss sich demnach schon für das Empfinden der Vormärzzeit nichts im menschlichen Zusammenleben nach einem strikten sozialen Klassen- oder Geschlechter-Modell fügen.

Die Jahre 1848/49 des 2. Bandes enthalten auch ohne Ansehen der revolutionären Bewegungen mit allen teilweise gescheiterten Folgen allein schon von den Reisen und den abwechselnden Orten her eine ebenso anregende wie anstrengende Unruhe für den Briefwechsel. Wenn wir den chronologischen Titeln, darunter dann den Ortsangaben der beiden Akteure und schließlich den sprechenden Überschriften folgen, ergeben sich im Unterschied zu den drei Abschnitten für 1846 und vier Abschnitten für 1847 des 1. Bandes diesmal für den 2. Band mit dem Jahre 1848 ganze acht Unterteilungen und für das Jahr 1849 weitere fünf Kapitel, also insgesamt 13 zu sieben Gliederungsteile. Da die jeweiligen Abteilungen kurz eingeleitet werden,

hat der Lebensroman an enormer Abwechslung und Intensität gewonnen bzw. kommt immer mehr in rasante Fahrt. Es ist müßig, sämtliche von den Herausgeberinnen mit Sachverstand vorgenommenen Schritte des Bandes nachzuzeichnen. Einiges soll, ja muss aber wenigstens ansatzweise referiert werden.

Lewald, damit beginnt der 2. Band, hat von Weihnachten 1847 bis Ende Februar 1848 bei den Stahrs in Oldenburg Gelegenheit, die Unmöglichkeit einer reibungslosen Gemeinschaft als gewissermaßen neue und besonders ausgezeichnete Gefährtin oder Freundin in einer längst bestehenden Familiengruppe hautnah zu erleben, um nicht zu sagen: zu erleiden. Somit ist das „Experiment“, wie die Überschrift lautet, wenigstens hier nicht fortzuführen. Denn obendrein stellt „dies unselige Oldenburg“ (Stahr, S. 530) zu jener Zeit gerade im Vergleich zu Berlin, wie später immer deutlicher wird, einen engen und allzu überschaubaren Ort dar, mit großen Rücksichten auf den Hof und sämtliches Drum und Dran voll kleinstädtischen Zuschnitts. Dann ist die „Zeugin großer Ereignisse“ bis Ende März 1848 in Bremen, Düsseldorf, Köln und Paris, während er in Oldenburg bzw. in Bremen festsetzt. Dass die unterschiedlichen Orte, wozu später noch weitere wie Hamburg, Helgoland oder Weimar und Dresden kommen, gerade durch Lewald einer nicht immer freundlich-harmonisierenden Betrachtung unterzogen werden, sei nur am Rande vermerkt. Gleichzeitig weiß sie nicht nur Paris mit dem bis heute unbedingt nachlesenswerten Besuch des bereits leidenden Heine bewegend darzustellen, sondern auch für die Düsseldorfer Malerschule, die Kölner Spezialitäten oder das Bonner Beethoven-Denkmal passende, keineswegs schmeichelnde Urteile zu finden.

Das Vierteljahr vom 1. April bis Ende Juli 1848 können beide in Berlin gemeinsam verbringen. Dennoch passt dazu die Überschrift „Hektische Wochen“. Ortswechsel für beide, Stellensuche für Stahr, das gemeinsame Empfinden der unbefriedigenden Zukunftsaussichten machen das Jahr insgesamt, in dem Lewald im Oktober sogar einige Frankfurter „Paulskirchentage“ miterlebt, zu einer Nagelprobe, die am Ende zum „Abschied von den politischen Hoffnungen“ führt. Zur gleichen Zeit aber gelangt Lewald zu einer bemerkenswerten Selbständigkeit durch die Anmietung einer eigenen Wohnung und Anstellung einer Hausgehilfin, ohne dazu Stahr oder den Bruder eigens zu befragen. Gerade dieses unabhängiger und selbständiger gestaltete Leben verleiht dem folgenden Jahre 1849 die Möglichkeit von Anfang März bis Anfang Juni zu einem „Intermezzo dolce“ mit Stahr, zu einer getrennten „Provinzidylle“ von Anfang Juni bis Anfang August 1849

in Berlin und Pyrmont, was Lewald betrifft und wobei der ländliche Kurort hinreißende Schilderungen erfährt, während Stahr wieder in Oldenburg wohnt. Der XII. Abschnitt von Anfang August bis Ende September kann für beide in Hamburg und auf Helgoland mit teilweise offen kritisierten „Inselfreuden“ überschrieben werden. Dagegen schließt der Band mit der abergläubischen Ziffer XIII, die sich auf den Zeitraum von Ende September bis zum Jahresende 1849 bezieht. Beide führen das getrennte Leben in Berlin bzw. Oldenburg. Der Abschnitt muss sich mit der anspielungsreichen Überschrift „Zerwürfnisse und Versöhnungen“ abfinden, womit vor allem Lewalds familiäre Konflikte gemeint sind.

Mag man die politischen Fakten oder literarischen Bemühungen in den Publikationen beider Protagonisten exemplarisch rezipieren. Eine Fundgrube für das Leben hinter den Werken, für den Alltag an den verschiedensten Stationen, für die gegenseitigen moralischen Unterstützungen oder das menschelnde Umfeld aller Stände und Berufe findet sich in den ständig eingestreuten Szenen, Einschätzungen, Stellungnahmen etc. allemal. Sie würzen unsere Kenntnis der gesellschaftlichen Entwicklung im Vormärz und bereichern das Spezialwissen über die handelnden Personen, deren Eigenschaften zwar subjektiv und schonungslos überliefert, dabei oft aber in einen übergeordneten Kontext eingebettet werden. Überhaupt die Beobachtungen und Spitzen zumal von Seiten Fanny Lewalds, während Stahr gemessener und vorsichtiger verfährt! Es wimmelt von Namen und Persönlichkeiten, so dass gelegentlich leider sogar das Register passen muss, einige Namen erst gar nicht aufnimmt und manche Nennung von durchaus verzeichneten Personen nicht vollständig nachhält.

Fanny Lewald liebt groteske Klatschgeschichten. Die späte, über 50jährige Bettine ist dem 20jährigen Philipp von Nathusius verfallen. Wilhelm von Humboldt sei „der sinnlich lüsternte Mensch gewesen, den man sich denken kann“ (S. 567), weiß der würdige Pyrmonter Badearzt beizusteuern. Bemerklich ist die Skepsis gegenüber dem höflich agierenden Varnhagen, der seinerseits im Tagebuch Lewald „Ehrgeiz und die Unfähigkeit“ bescheinigt, „ein gesellschaftlicher Mittelpunkt zu sein“, und allzu gern den geradezu rohen Ausbruch Bettina von Arnims über Fannys Rahel-Darstellung notiert (Anhang, S. 784 u. 788). Bernhard von Lepel, Freund Fontanes, der seinerseits beachtet und bewundert wird, ist von seiner ihn beeinflussenden schrecklich pietistischen Frau abhängig. Oder über den Tod des Hamburger Mäzens und eingefleischten Junggesellen Hartwig Hesse Anfang 1849: „und alle seine 24 Witwen sind nun rechte Witwen“ (S. 499). Karl Gutzkow,

dessen Verhältnis mit Lewalds inniger Freundin Therese von Bacheracht sich mehr als problematisch entwickelte, wird kurzerhand zu „Schmutzkow“ (S. 508). Das ließe sich fortsetzen.

Für solche und sehr viel tiefer gehende Einsichten, z. B. in die Entwicklung der deutschen Literatur durch die spektakuläre Verfeinerung der sprachlichen Mittel bei Heine und Börne, sei schlichtweg die Lektüre empfohlen: Wiederum erweist sich nämlich der fortlaufende Briefwechsel eben doch als Einblick in jenes faszinierende „Leben“, das sein „Papier“ mehr als wert ist, auf dem es gedruckt steht.

Joseph A. Kruse (Berlin)

Georg Herwegh: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Hg. von Ingrid Pepperle in Verb. mit Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein. Band 2: Gedichte 1849-1875. Nachlass. Bearbeitet von Ingrid und Heinz Pepperle. Mitarbeit: Hendrik Stein. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2016.

Die Freiheit der Welt ist solidarisch. Wo man für oder gegen sie kämpft, kämpft man für oder gegen die Freiheit der ganzen Welt.

G. H. Nachgelassene Aphorismen und Reflexionen

Die auf insgesamt sechs Bände angelegte kritische und kommentierte Herwegh-Ausgabe umfasst in ihren drei Werkabteilungen jeweils zwei Bände Lyrik, Prosa bzw. publizistische Beiträge und Briefe. In allen Bänden sind die Texte bzw. Briefe chronologisch angeordnet, wobei der jeweils erste Band mit dem Jahr 1848 endet und der zweite von 1849 bis 1875, Herweghs Todesjahr, reicht. Diese Bandenteilung ist, so die Herausgeberin, „sowohl aus dem Charakter als auch dem Umfang der Überlieferung“ geschuldet, zudem spiegelt sich in ihr die in der Vormärzforschung viel diskutierte Frage der literaturgeschichtlichen Relevanz der gescheiterten Revolution von 1848/49. Nach der Briefabteilung liegt nun mit dem zweiten Gedichtband auch die Lyrikabteilung der Ausgabe vollständig vor. Georg Herwegh veröffentlichte 1841/43 mit den „*Gedichte[n] eines Lebendigen*“ eine Sammlung politischer Gedichte, die in Preußen und den übrigen Staaten des deutschen Bundes sofort verboten wurde. Da sie aber in Fröbels Literarischen Comptoir in Winterthur zensurfrei gedruckt werden konnte, fand sie dennoch eine ungeheure Verbreitung. In anderthalb Jahren brachte sie es auf sieben